

»Miteinander leben – füreinander dasein – Beobachtungen aus verschiedenen Lebenswelten«

Einführung: Marcus Heinrich

Guten Morgen, Euch allen!

Ich darf Euch den Redner des heutigen abschließenden Vortrages vorstellen, unseren BB Dr. Richard Hartmann. Auch wenn er Euch allen bestimmt vom Angesicht bekannt ist, wollen wir doch ein paar Worte zu seiner Person sagen: Richard Hartmann wurde 1958 in Bensheim geboren, hat Theologie in Mainz und Tübingen studiert und wurde 1983 zum Priester geweiht. 1988 wurde er bei Prof. Zerfuß in Würzburg mit einer Arbeit in der Pastoraltheologie promoviert, und er war danach drei Jahre Pfarrer in Offenbach und ist seit 1991 Hochschulpfarrer in Mainz. Richard Hartmann ist seit 1969 Mitglied des Bundes Neudeutschland, wo er sich immer strikt an die klassische Unterteilung gehalten hat: in der Schulzeit war er in der KSJ, während er studierte und promovierte war er im Hochschulring, und wenn er etwas tat, war er in der KMF – und damit kein falscher Eindruck entsteht, er war Doppelmitglied.



Marcus Heinrich

Richard Hartmann ist nicht nur im Rahmen unseres Bundes immer ein Verfechter der Verantwortung der Laien in der Kirche, ein Verfechter des allgemeinen Priestertums gewesen. So war er dann auch maßgeblich daran beteiligt, daß der Hochschulring in den langen Jahren der Vakanz seiner geistlichen Leitung das Amt dieser geistlichen Leitung auch für Laien öffnete. In dieser Zeit hat der Hochschulring sehr an pastorale, liturgischer, an priesterlicher Kompetenz gewonnen. Konsequenterweise war er aber auch immer der Meinung, daß das allgemeine Priestertum das besondere Priestertum nicht ausschließen kann. Und so hat er nun – unterstützt von Rüdiger Hagens – seit zwei Jahren das Amt des Geistlichen Leiters im Hochschulring inne.

Richard Hartmanns Promotionsthema »Besuchsdienste durch Laien in der Pfarrgemeinde« – man beachte das Wort Laien – war ein Thema der Praxis. Seine weitere wissenschaftliche Arbeit entsprang immer der Praxis, wie er selber sagt, und aus der Praxis heraus wird er auch heute morgen das Bundestagsthema noch einmal zusammenfassend angehen. Richard Hartmann spricht über »Miteinander leben – füreinander dasein, Beobachtungen aus verschiedenen Lebenswelten«.

Ich bitte Euch, den Referenten zu begrüßen.

Dr. Hartmann:

1. Eröffnung

Wir stehen am Ende unseres Bundestages. Was steht jetzt an? Was wird sich in unseren Einstellungen und Positionen zum Leben miteinander und füreinander bewegen? Welche Themen wurden angerissen und bedürfen weiterer Bearbeitung? Was

können wir einzelne in unseren Familien und Gruppen vertiefen und weiterführen? Ich fasse zum Ende dieser Tage nicht einfach zusammen. Ich will versuchen aus Beobachtungen und Analysen und einzelnen Bewertungen noch weiterzuführen und in einzelnen Lebenswelten konzentrieren, was uns bestimmen könnte. Es sind keine abgeschlossenen Bewertungen. Sicher ist manches davon zutiefst frag – würdig, würdig, befragt zu werden. Schließ-

lich trete ich auch nicht auf als Wissenschaftler, der den Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Die Auswahl meiner Gedanken ist weitgehend geprägt von den seelsorglichen Feldern, in denen ich stehe; vor allem sind dies Begegnungen mit Studierenden und deren Eltern, mit verschiedenen Familien und mit älteren Zeitgenossen. Als wichtigstes Feld für meine Beobachtungen habe ich das Beziehungsfeld gewählt: Die Mikroebene des Lebens miteinander – in und vor der Ehe und in Familien. Wesentlich kürzere Einblicke beziehen sich auf die Berufswelt und unser gesellschaftlich-staatliches Miteinander-Leben. Abschließend werde ich einen eigenen Blick auf unser Dasein im Bund richten, indem wir ja auch füreinander dasein wollen und phasenweise, wie jetzt in dieser Woche, miteinander leben.

2. Familie – Ehe – Lebensentwürfe in Beziehung

1.0 Einleitung

Es war mein erster KMF-Tag 1978 in Eringerfeld. Gerade hatte ich das erste theologische Semester im Priesterseminar hinter mir, als mich ein älterer Bundesbruder mit Frau beim Mittagessen um Rat fragte: Mein Sohn und seine Freundin (oder waren sie nicht schon verlobt?) wollen gemeinsam Urlaub machen: Mit einem Zelt wollen sie unterwegs sein: Kann ich das zulassen? Beide Studierende, um die es ging, waren ebenso alt, oder älter als ich. Mein erster Hinweis, daß die doch beide erwachsen seien, und keine Frage des »erlaubt und verboten« seitens der Eltern anstünde, reichte nicht aus. Denn auch durch finanzielle Förderung oder nicht und erst recht durch moralische Appelle seien sie doch als Eltern mit verantwortlich und mit schuldig. Vielleicht war ja aus der Gnade des anfänglich zum Priester Berufenen mehr erwartet worden. Ich selber – auch aus eigener Erfahrung des selbständig Werdens – versuchte pragmatisch darauf hinzuweisen, daß die beiden, wenn sie wollten, ohne jedes Wissen der Eltern tun könnten und würden, was sie verantworten würden. Ich versuchte zu ermutigen, daß die Eltern doch auch etwas in ihre langjährige Erziehungsarbeit vertrauen dürften und die »Kinder«, ihre erwachsenen Nachkommen, auch laufen lassen könnten. Ich spürte, daß dieses Ehepaar den Rat nur schwer annehmen konnte. Genaueres weiß ich nicht. Nur daß der Urlaub stattfand und beide inzwischen längst verheiratet sind und Kinder haben. Vielleicht doch ein Trost der Eltern.

Jede und jeder von uns hat so seine Vorstellungen, seine Träume und Ideale wie auch seine Nöte um die eigene Biographie, das Erleben von Familie, Ehe und Beziehung. Es ist auffällig, wie schwierig es ist, vor diesem Hintergrund zu analysieren und ins Gespräch zu bekommen, was denn tatsächlich diese Einsichten begründet und vorantreibt. Wovüber reden wir, wenn von Lebensgemeinschaften in diesem Mikrokosmos des eigenen Lebensentwurfs die Rede ist.

1.1 Single-Dasein als Lebensform

»Die Ehe ist in der Krise, die Single-Gesellschaft breitet sich aus, wohin nur soll das führen?« – so nicht selten gehörte Ängste.

Für die meisten Menschen der älteren Generationen, und man will es kaum glauben, auch für die meisten jüngeren Deutschen ist klar, daß Ehe der anzustrebende Lebensentwurf ist. Allein was Ehe ist und wie sie aussieht, welche Aufgaben sie hat und welche letztgültige Wertigkeit, darüber gibt es heftige Unterschiede, die nach meiner Beobachtung offene Kommunikation kaum zulassen.

Unsere Eingangsszene beschreibt mehr oder weniger verdeckt die Erwartungen: Der Weg des einzelnen Menschen geht von der Ursprungsfamilie – über eine meist ausbildungsbedingte Single-Existenz – in den Schoß der Ehe, die damit die restliche Lebenszeit bestimmt.

Genau dieser selbstverständliche und automatische Weg ist jedoch inzwischen verändert:

1950 waren es 64,2 % der Männer und 79,1 % der Frauen zwischen 25 und 30 Jahren, die bereits verheiratet waren. 1991 waren es nur noch 37,3 % der Männer und 57,9 % der Frauen.¹

Erst die Altersgruppe der 30–35jährigen zeigt 1991 die Daten von 1950. Und wenn man die Gruppe der 35–40jährigen anschaut, sind heute weniger Frauen nicht verheiratet (11,4 % statt 12,8 %) aber deutlich mehr Männer (19,7 statt 7,5 %).²

Welche Menschen sind es also, die heute allein leben? Wichtig ist zu wissen, daß die Anzahl der Ledigen unter den Singles 1950 und 1992 fast identisch war, nämlich 40 %. Ebensoviele sind verwit-

wet, der Rest verteilt sich auf geschiedene oder getrennt lebende. Single-Haushalte sind vorrangig in den Städten, besonders den Universitätsstädten (48,4%) und Dienstleistungszentren (Nord-Deutschland 47,5 %, Süd-Deutschland 46,1 %) mit über 100 000 Einwohner zu finden. Absolute Spitzenreiter sind dabei Berlin, Hamburg und Bremen.

Wir haben es in der Gruppe der Alleinlebenden mit verschiedenen Gruppen zu tun:

- Alleinlebende sind nicht immer ledig.
- Kriterium der Zuordnung zu dieser Gruppe ist der eigene Hausstand.
- Es ist nicht ausgeschlossen, daß Alleinlebende feste Intimbeziehungen haben.
- Alleinlebende sind nicht unbedingt überzeugte Singles, also freiwillig alleine lebende.

Wenn in der Öffentlichkeit unter dem Stichwort ›Abkehr von der Familie‹ diskutiert wird, läßt sich nur etwas Sinnvolles über die Singlegesellschaft sagen, wenn die relevante Altersgruppe zwischen 25 bis 35 Jahren betrachtet wird. 22 % der Männer und 15 % der Frauen leben davon allein in ihrer Wohnung, wobei noch nicht auszumachen ist, wieviele davon als Alleinlebende dennoch eineN festen PartnerIn haben im Stil des »living apart together«. Schon in der Altersgruppe 35–45 leben nur noch 15 bzw. 8 % in Einzelhaushalten.³

Was aber heißt im Bewußtsein der Alleinlebenden? Probleme der Singleexistenz bestehen auf mehreren Ebenen:

- Singles haben insofern Kommunikationsdefizite, als das Nicht-Vorhanden-Sein von Familie und der Einpersonenhaushalt die Kommunikation begrenzen.
- Singles haben niemanden, mit dem sie sich aussprechen können.
- Singles haben niemanden, mit dem sie die Alltäglichkeiten des Lebens teilen.
- Singles haben niemanden, mit dem sie emotional eng verbunden sind.
- Singles haben niemanden, mit dem sie ihre Freizeit verbringen können.

Alle diese Probleme zeigen sich jedoch nur in der Hohen-Singleausprägung (2,9 % des Jahrgangs) und in der Gruppe derer, die nur Familienkontakte haben (16,6 % des Jahrgangs). Somit wird deutlich,

wie sehr Singles im näheren Wohnungsumfeld auf Freunde, Nachbarn als Familiensubstitut angewiesen sind.

Die Zahl derer, die die Single-Existenz in der Extremform als Ideal und Lebensentwurf vorsehen, scheint wahrlich nicht sehr groß zu sein. Auch eine eindeutige Zunahme dieses Lebensentwurfs steht nicht zur Debatte. Dennoch ist die christliche Ehe als Alternative ebensowenig en vogue.

Besonders in der Altersgruppe der 26–29-jährigen zeigt sich, daß wir von einer ›Pluralisierung der Lebensformen‹ reden können: »bei den Eltern leben, allein leben, unverheiratet zusammenleben, verheiratet, mit Kindern«. Nicht zu vernachlässigen ist dabei der Blick auf zentrale Unterschiede bezüglich der Lebensformen in den einzelnen Sozialschichten. Aufschub der Elternschaft ist gerade in Akademikerkreisen typisch. Im Milieu einfacher Angestellten und Arbeiter und im ländlichen Milieu sind Ehe und Familie noch viel stärker selbstverständlich. Unter Akademikern steigt die Kinderlosigkeit weiter an – nicht zuletzt wegen der beruflichen Karriere-Erwartungen, während für andere Bevölkerungsgruppen die Zwei-Kind-Norm gültig bleibt.

1.2 Erwartungen an den Lebensentwurf

- Leben in Beziehung und Kommunikation
- Gelegenheit zum Sichausprechen
- Teilen der Alltäglichkeiten
- Momente emotionaler Verbundenheit
- Netze zur Gestaltung der Freizeit

Das wären, die Defizite der Singles umgedreht, die Erwartungen und Hoffnungen für den jeweiligen Lebensentwurf. Wichtig ist für den einzelnen dabei auch die Sicherheit seiner privaten Beziehungen. Er will nicht immer im Streß sein, ob das Netz seiner Beziehungen auch noch bis zum Ende des Arbeitstages ausreicht. Die Erwartung der Treue zueinander, zumindest in der jeweils aktuellen Lebensphase, scheint nicht geringer als früher. Während in früheren Zeiten zu diesem emotionalen Bedürfnis noch wesentlich stärker die Bindekraft der sozialen Abhängigkeit kam, so ist doch der Wunsch nach Sicherheit nicht unbeträchtlich. Dieser Wunsch wird um so stärker, als eine Stabilisierung der übrigen Lebensfaktoren wie Beruf und Wohnort abnimmt.

Wer seine Ausbildung beendet hat, für den beginnt die Phase mittel- bis langfristiger Planung, und dazu gehört auch die Stabilisierung zwischenmenschlicher Beziehungen.

Auffällig wird, daß früher viel zentralere Leitbilder für die Ehegründung nicht mehr im Vordergrund stehen, nämlich: Die Befriedigung der sexuellen Bedürfnisse und die Gründung einer Familie mit Zeugung und Erziehung der Kinder. Während im ersten Feld die automatische Verknüpfung zur Ehe gebrochen ist, sexuelle Befriedigung in vielfältiger Weise als möglich praktiziert wird, führt im Blick auf die Kinder eher die Notwendigkeit des Teilens der Alltäglichkeiten des Lebens zum Entschluß, sich zu binden.

Die christliche Ehe, in der allein Sexualität gelebt werden kann, die einziger Ort geglückter Beziehung und die allein mögliche Form der Erziehung der Kinder sei, hat ihr Monopol verloren; die Erwartungen, die an die Lebensentwürfe vorhanden sind, decken sich jedoch auch mit der Lebensform Ehe.

Daß die Ehe ihre Überzeugungskraft verloren hat, hängt m. E. auch daran, daß nicht wenige Ehegeschichten mißglückt sind und die Zeit offensiv demonstrierter geglückter Beziehungen verlorengegangen ist. Was erhielt ein Mitbruder anlässlich der goldenen Hochzeit als Antwort: Haben Sie nicht 'mal in ihrer Ehe an Scheidung gedacht? – Nein, an Scheidung nicht, aber an Mord.

Wenn wir die Ehe auf Dauer als wertvolle Lebensform retten oder zumindest stabilisieren wollen, dann helfen nicht moralische Appelle, sondern notwendige Formen der Pflege dieser Einrichtung. Verbote und Gebote helfen hier nicht.

Ein Zeugnis von Michael Möller bezeugt diese Beziehung:

»Man fragt sich, warum sie überhaupt noch eine Beziehung haben. Manche haben sie, weil sie sie



reibungslos vermeiden. Sie machen in der Paarpraxis dementsprechend den Eindruck, als seien sie nur aus Versehen da. Leider nur wenige kommen, um rechtzeitig zu verhindern, was unvermeidlich bevorzustehen scheint: Das langsame Abstumpfen der Beziehung, das Versanden im Alltag, das Dahinsinken der Lebendigkeit und nicht zuletzt der Liebe. Alle sagen, daß Blütenstaub eben vergeht. Doch macht das Unisono diese Behauptung nicht wahrer. Dennoch ist wohl nicht zu bestreiten, daß ein Verblässen der Beziehung die traurige Regel ist.⁵

1.3 Ehe ist anders geworden

Das Institut der Ehe ist uns im Bewußtsein heutiger Umgebung unbefragt und selbstverständlich. Es wird jedoch mehr und mehr wichtig, die veränderten Bedingungen und Erwartungen an Ehe zu erinnern.⁶

Im römischen Recht war der dominierende Mann zur Zügelung der Libido zur Heirat verpflichtet, hatte aber sowohl das Recht zur einseitigen Scheidung, wie die Akzeptanz der Sklavinnen als Geliebte und Konkubinen. Erst der puritanische Stoizismus intervenierte gegen die orientalischen Kulte, die die Sexualität vergöttlichten. Ab dem 4. Jahrhundert – und hier ist sicher ein christlicher Einfluß mitwirkend – wurde die Ehe auf ein Einverständnis hin gegründet, stieg das Ehealter von 12 auf 18–20 Jahre. Dennoch bleibt klar, daß das Herz keinen

Anteil an der Ehegründung hat, daß Liebe sogar schädlich sei. Zwar kann mit Karl dem Großen die Polygamie als abgeschafft gelten. Aber selbst von den christlichen Herrschern war Ludwig der Fromme der erste, der sich moralisch integer daran hielt. Bei anderen war das Modell des Gattenmordes, das bis heute zu den kirchlichen Ehehindernissen zählt, nicht fremd geblieben.

Die mittelalterliche Gesellschaftskrise führte zu einem neuen Sturm auf die Ehe: In einer frauenfeindlichen Bewegung wurde der Status der Frau herabgesetzt. Die späte Hochzeit wurde Mode, also galt es als unmöglich, vorher keusch zu sein. Unter dem Motto »die Natur steht dem entgegen«, wurden Bordelle gerechtfertigt. Erst Franz von Sales († 1622) machte wieder klar, daß die Ehe nicht nur Nachkommen als Zweck hat. Die *Communio*, die gegenseitige Freude, der gemeinsame Glaube und die Erziehung gehörten genauso dazu. Dies war nicht zuletzt eine Aussage gegen den Adel, der die Ehe immer noch mißbrauchte als Macht- und Erbfaktor.

Erst Anfang des 18. Jahrhunderts verliert die Kirche unwiderruflich ihr Monopol auf die Sicherung der Ehe. Die Lebensform der Ehe verändert sich: Aufgrund sinkender Kindersterblichkeit wurden im Praktizieren des *Coitus interruptus* erste Maßnahmen zur Empfängnisregelung eingeführt. Allein zwischen 1750–1760 erhöhte sich die Zahl unehelicher Kinder um 10 %. Die Logik der Freiheit sorgte auch für immer unbefangene Freiheit in Sexualität und Lebensform. Die puritanisch pessimistische Sicht des 19. Jahrhunderts konnte dies nicht aufhalten. Die Zahl der Ehescheidungen stieg: Ende des 19. Jhdts. 1 Scheidung auf 50 Ehen, 1959 (die Zahlen stammen hier aus Frankreich, gelten aber ähnlich für uns) 1 Scheidung auf 9 Eheschließungen, 1975 1 Scheidung auf 3 Hochzeiten. Das Problem wurde immer dringlicher, zumal die Lebenserwartung und daher die zu erwartende Ehedauer von 1930: Frauen: Lebenserwartung 50 Jahre, Männer 48 Jahre, 1975 Frauen 81 Jahre, Männer 78 Jahre, also um etwa 30 Jahre auf mehr als die doppelte Zeit anwuchs.

Eine Untersuchung über die Partnerschaftskarrieren unserer Tage relativiert schließlich die Rolle der nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Sie sind in den meisten Fällen Vorphasen vor der endgültigen Eheschließung.⁷

Zusammenfassend:

1. Ehe als Lebensform wurde durch die Zeiten hindurch verschieden gesehen und begründet. Weder die Liebes-Ehe noch die Ehe zur Sozialsicherung sind die einzigen akzeptierten Formen gewesen.
2. Sexualität wurde durch die Jahrhunderte unterschiedlich bewertet. Die Ehe ist lange nicht immer als einzige Form zur Befriedigung der Sexualität angesehen worden.
3. Die Erhöhung der Lebenserwartung erhöhte erst in diesem Jahrhundert auch die Zeit der Ehedauer und führte dazu, daß zu der Zeit der Ehe als Familie (in Verantwortung und Sorge um den Nachwuchs) eine zweite zentrale Phase hinzukam, nämlich die Ehe nach der Familie (wenn die Kinder aus dem Haus sind und die Großfamilie keine Relevanz mehr hat).

Die KSJ schreibt übrigens dazu in ihrer Diskussionsgrundlage »Schule neu denken«, die 1995 verabschiedet wurde: »Wir leben in einer Welt mit immer vielfältigeren Möglichkeiten in vielen Lebensbereichen. Traditionelle Eingrenzungen werden abgebaut. Gleichzeitig werden aber immer mehr Kinder in Familien hineingeboren, die ihnen keine Geschwister, kaum Verwandtschaftsbeziehungen und häufig nur einen Elternteil bieten können. Dadurch verliert die Familie an Bedeutung bei der Erziehung und Sozialisation von Kindern und Jugendlichen. Emotionale und soziale Bedürfnisse werden oft nicht oder nur unzureichend erfüllt. Lebensgemeinschaft, Erwerbsgemeinschaft und Glaubensgemeinschaft sind schon lange nicht mehr deckungsgleich. Es gibt eine Vielzahl von möglichen Lebensstilen und Lebenszielen. Das beinhaltet für einige Menschen die Chance auf ein besseres, weniger eingeschränktes und »verregelt« Leben. Für andere Menschen entsteht dadurch ein zunehmender Druck zur individuellen Gestaltung des eigenen Lebens. Sie fühlen sich überfordert, haben Angst, sind orientierungslos und gehen das hohe Risiko ein, zu scheitern.«⁸

1.4 Orte der Sexualität

Wir sind kirchenamtlich und gut katholisch erzogen, immer noch gewohnt, festzuhalten, daß Sexualität etwas ist, was nur auf die Ehe bezogen verstanden werden kann.

1.4.1 Was gibt es zu sagen über die Orte der Sexualität?

1.4.1.1 Vorbemerkung

Sobald in den letzten Jahren im kirchlich-wahrnehmbaren Umfeld zum Thema Sexualität Äußerungen gemacht wurden, gab es heftige Konflikte. Die Auseinandersetzungen um die BDKJ-Spiele von Mainz und Rottenburg haben die Schlagzeilen der konservativen Presse gefüllt und vor allem die Kämpferin Christa Meves auf den Plan gerufen. Wissenschaftliche Arbeiten in diesem Bereich stehen unter der besonderen Beobachtung der vatikanischen Behörden. Einzelne Ordinariate, vor allem München und Köln, gehen mit aller Deutlichkeit gegen einzelne Seelsorger (Leiter des Erzbischöflichen Jugendamtes in München, Pfarrer Albert Bauernfeind) oder Institutionen vor. Erst im November regte sich wieder Michael Weber über die »Sexuelle Revolution durch kirchliche Jugendeinrichtungen« auf. Vor allem hält sich das pauschal undifferenzierte Urteil, daß alles, was da an offenerem Dialog gewagt wird, eine erfolgreiche Aktion von Marxisten und Freudianern gegen Jugend und Kirche ist. Sexualität gehört für viele immer noch zu den tabuisierten Themen. Eine undifferenzierte Verquickung der Bedeutungsinhalte von »Liebe« und »Sexualität« dienen dazu, jeden, der differenzierter sich dem Thema Sexualität zuwendet, als Aggressor gegen die »Liebe« zu verketzern. Übrigens sind gerade auch vor diesem Hintergrund etliche Diskussionen bis zum Erscheinen des 2. Teils des deutschen Erwachsenen-Katechismus gelaufen. Es bleibt also hier nur festzustellen, daß es noch keine kirchenamtlich zugelassene offenere Bewertung der Sexualität gibt. Anders gesagt: In diesem Feld ist die Schere zwischen lehramtlichen Äußerungen – wissenschaftlich orientierten Äußerungen von Moraltheologie und Pädagogik –, pastoralen Antworten aus der Praxis von ErzieherInnen, BegleiterInnen und SeelsorgerInnen besonders groß.

1.4.1.2 Sinn und Gestaltung menschlicher Sexualität

Der Text, der am ehesten einen möglichen Kompromiß im katholisch-kirchlichen Reden dokumentiert, ist das Arbeitspapier der Würzburger Synode von 1973¹⁰, das ich noch heute allen zur Lektüre empfehle. Daß hier mehr ausgesagt wird, als bislang sicher und üblich, wird in der vorsichtigen Distanzierung der Bischofskonferenz vom

Frühjahr 1977 deutlich, obgleich die Sachkommission dieses Papier mit 13 Ja- 1 Neinstimme und 1 Enthaltung mit hoher Mehrheit verabschiedet hat.

Sinnbestimmende Faktoren der Sexualität werden aufgelistet:

- Sexualität bestimmt die ganze Existenz des Menschen, sie prägt sein Mann-Sein oder sein Frau-Sein.
- Sexualität vermittelt dem Menschen existentielle Erfahrungen in der Selbstbestätigung, in der Bestätigung durch den Partner, in der Zuweisung sozialer Rollen, in der Förderung der personalen Entwicklung, im Erlebnis der Lust, in Liebe und Angenommenheit durch den Partner, in der Zeugung und Erziehung des Kindes als Vater oder Mutter.
- Sexualität ist durch Zeugung und Erziehung sozial bedeutsam.
- Der Mensch kann verschiedene Sinngehalte durch die Sexualität verwirklichen, kann dabei auch verzichten.
- Sinnbestimmend sind Eigenliebe, Nächstenliebe und soziale Verantwortung.
- Nicht alle Gesichtspunkte kommen gleichzeitig zur Geltung.
- Liebe ist das einende und formende Prinzip.

Wer diese Zusammenhänge im Bewußtsein behält, der wird auch immer wieder neu die je einzelnen Fälle und Verhaltensformen einordnen und verstehen lernen. Rigoristische Aussagen wie die Definition von Josef Maria Reuß, die in ihrer Zeit schon ein Durchbruch war, daß vor der Ehe nichts, in der Ehe alles erlaubt sei, haben dann keinen Platz mehr. Wen wundert, daß in diesem Arbeitspapier dann nicht mehr nur einfache kasuistische Normen aufgestellt werden, sondern prozeßhafte Sichtweisen sogar in der vorehelichen Sexualität zugelassen werden. Die Zeiten, daß alles, was im sexuellen Bereich in näherer und weiterer Form vorkommen könnte automatisch »materia gravis« ist und daher als schwere Sünde verurteilt werden muß, ist offensichtlich vorbei.

1.4.1.3 Ein Trauerspiel

Ihr habt sicher gemerkt, daß auch ich in diesem Zusammenhang über viele Wenns- und Abers nicht hinausgekommen bin. Ich halte es für ein Trauer-

spiel, daß in unserer Kirche hier nicht offener diskutiert werden kann. Offensichtlich sind jedoch alle Diskutanten so sehr davon individuell betroffen, daß eine grundlegende Neubewertung ihnen selber zu schmerzhaft wäre, sowohl was die Bearbeitung ihrer eigenen Schuldgeschichten, wie das Eingestehen vergeblicher Bemühung betrifft. Es wäre sicher vorbildlich und zukunftsweisend, wenn ohne den ganzen schmerzreichen Ballast hier ein offener Dialog möglich würde, auch und gerade in unserem Bund. Zunächst vielleicht innerhalb der Generationen und dann Stück um Stück generationenübergreifend. Daß dies zugleich nicht ein katholisches Thema allein ist, wird deutlich am Diskussionsprozeß um die Lebensordnungen verschiedener evangelischer Landeskirchen. Eine Kommission der VELKD (Vereinigte evangelisch-lutherische Kirche Deutschlands) befaßt sich ebenso kontrovers wie die Kammer für Ehe und Familie der EKD mit diesem Komplex; die Ergebnisse sind, offenbar um den innerkirchlichen Frieden zu wahren, deutlich zurückhaltend. Die Synode von Nord-Elbien hält fest, daß die Hochschätzung der Ehe nicht einhergehen muß mit der Abwertung anderer Lebensformen. Die Diskussion um die Segnung homosexueller Partnerschaften, um die Bewertung von geschiedenen Wiederverheirateten, u. a. wenn sie im kirchlichen Amt stehen, ist wichtig. Peter Steinacker, der Kirchenpräsident der EKHN, forderte einen »theologischen Begriff« für nichteheliche Lebensformen zu entwickeln. »Wir geben den Menschen keine Lebenshilfe«, schrieb er, »wenn wir keine Möglichkeiten kennen, auch nichteheliches Leben unter dem Aspekt Gottes zu verstehen.«¹¹ Eine gemeinsame Wertung der Lebensgemeinschaften und der Bewertung des Menschen als sexuelles Wesen scheint in weitere Ferne zu rücken. Gerade habe ich nachgelesen, was Bruno Klammer, ein Franziskaner aus Bozen, dazu schreibt: »Was soll es mit dieser ewigen Rede um das Geschlechtliche sein? Ist es nicht vielmehr Aufgabe der Natur, den Vogel zum Fliegen zu bringen, die Fische zum Schwimmen, dem Menschen das Gehen anzulernen, wenn die Zeit der Eigenständigkeit gekommen ist? Werden wir deshalb eine Ethik des Gehens konstruieren, eine Moral des Fliegens, eine solche des Schwimmens? Oder eine Moral der Hand, der Füße, der Wirbel kunstreich ersinnen? Und machen wir nicht mit der Frage der Sexualität viel Widernatürliches, indem wir gerade und immerfort Moralballast aufsammeln, Vorhöfe und Hinterhöfe konstruieren, und das Einfache, Normale dem Ver-

fall anheimzudeuten bemüht sind? Feindschaft stiften wir zwischen dem Menschen und seiner Art, indem wir dem naturgegebenen Lasten über Lasten auferlegen. Wir führen den Menschen aus dem Paradiese heraus, um ihn in die steinige Wüste der Verworrenheit zu geleiten. Der Mensch, der sich aufzurichten bemüht ist, wird gänzlich nach unten gebeugt. Wir erfinden Theorien und zwingen den Menschen gemäß unseren Theorien. Das hat Natur nicht getan, was wir tun.«¹²

1.4.2 Was gibt es biblisch zu sagen über unseren Komplex?

Moraltheologische Wertungen, gesetzliche Regelungen und die entsprechenden Beichtspiegel haben sich zu diesem Thema heftig eingegraben ins Bewußtsein der Gläubigen. Für mich ist gerade vor diesem Hintergrund verwunderlich, daß die biblisch-theologischen Grundlagen kaum jemandem im Bewußtsein sind. Sicher kann festgehalten werden die zweigeschlechtliche Zuordnung der Schöpfungsgeschichte. Die gegenseitige humane und personale Achtung des anderen ist ebenso zentral. Der Treueschutz der geschlossenen Ehe wird in jesuanischer Weise angeschärft. Vollkommenheit steht als Ziel an. Doch darüber hinaus finden sich kaum Ansätze zur einzelnen Klärung der Sexualität. Wir finden nichts in der Bibel zur vorhehlichen Sexualität (wenn nicht sogar das Hohelied im AT gerade die außerehelicke Verliebtheit und sexuelle Anziehungskraft und -praxis preist). Wir finden ausdrücklich Regelungen für die nacheheliche Situation, die Verantwortung der Löser für kinderlose Frauen betont. Dennoch muß summa summarum festgehalten werden, daß die Sexualität kein zentrales biblisches Thema ist.

1.4.3 Was gibt es zu sagen über die Tugend der Treue?

Bei aller Offenheit mancher Betrachtung wird jedoch zugleich festgehalten, daß es gilt, aus personalen Gründen die Treue zweier Partner zu schützen. Gerade das ist es, was Jesus in der Rede über die Ehescheidung anscharft. Gerade darum bricht schon der die Ehe, der einer verheirateten Frau lüstern nachschaut, weil er sie wegziehen will. Genau das geht nicht. Wenn Menschen sich aufeinander einlassen, sich aneinander binden, dann ist diese Bindung zu schützen, dann braucht, dann muß diese Bindung den Schutz der anderen erhal-

ten. Wahrscheinlich wird dies gerade darum so hochgelobt, weil alle wußten, daß Treue einer eigenen Anstrengung unterliegt, die es wert ist, geschützt zu werden. Ohne die Treue, Beheimatung des Menschen in einer klaren Beziehung, droht ihm die »seelische Obdachlosigkeit«¹³. Doch auch hier gilt es zu prüfen, wie dieser Schutz am besten vorgenommen werden kann und wie wir in der Kirche mit denen umgehen, die die Treue nach bestem Wissen und Gewissen nicht mehr halten konnten. Mit der Frage nach der Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen innerlich zu verquicken, daß damit die Treue abgewertet sei, entspricht sicher nicht dem Ziel dieser humaneren Maßnahme.

Unabhängig davon muß jedoch festgehalten werden, daß der Mensch – unter dem Beistand Gottes, so interpretieren wir – fähig ist zur Treue, ja daß sein Wort der Treue, in der er sein Leben ganz hingibt, festlegt, übergibt, daß er in dieser Entscheidung in unaufgebbarer Weise Gott ähnlich ist und wird. Gott ist einer, der sich selber hingibt an die Existenz des Menschen, an sein Geschick und seine Liebe. So sehr also die Herausforderung durch die Zeit und Geschichte der Biographie groß ist, so sehr lohnt es sich dennoch, diese entlastende Entscheidung auf Ewigkeit hin zu ertragen.

Wenn Kardinal Volk immer eher humorig meinte, daß der Zölibatäre nur auf eine Frau verzichten müsse, der Ehemann auf 99 andere, so stimmt daran, daß es in beiden Wegen darum geht, den Versuch zu wagen, eine Entscheidung zu treffen, die nicht mehr zur Disposition steht. Wir wissen, wie schwer dies heute ist, dies ändert jedoch nicht, daß der Mensch dies versuchen kann und soll.

1.5 *Über die Zukunft der Ehe als Grundentscheidung*

Die Ehe ist eine Hochform menschlicher Existenz. Wenn wir in unserem Hirschberg-Programm schreiben »Wir betonen die besondere Bedeutung der Familie. Es liegt uns daran, daß Ehe in Liebe und Treue gelingt und Bestand hat«, bekennen wir uns zu dieser Hochform der Existenz. Zugleich betonen wir die Hochschätzung vor allen Menschen, die in Vertrauen und Liebe miteinander leben. Die beiden Grundwerte Vertrauen und Liebe werden darin benannt, sie sind die Grundlage auch und gerade für die Hochform »Ehe«, dennoch kann und

wird es immer mehr Gründe geben, warum Menschen sich nicht sofort und gleich für die Ehe entscheiden oder vielleicht für ihr gesamtes Leben auf diese Form der Lebensgemeinschaft verzichten. Es darf und wird so sein, daß es verschiedene Lebensformen gibt, entsprechend der verschiedenen Möglichkeiten und Erwartungen an die individuellen Lebensentwürfe. Dem steht bezüglich des Lebensentwurfs auch kirchlich-religiös oder biblisch nichts im Wege. Probleme haben wir allerdings in unserer Bewertung weiterhin mit der Rolle der Sexualität.

1.6 *Verantwortung für die Vorbereitung und Pflege der Ehe*

»Es gibt mehr Trauscheine ohne Ehe als Ehen ohne Trauscheine.« Diese Aussage, die dem verstorbenen Mainzer Weihbischof Reuß zugeschrieben wird, legt den Finger in eine zentrale Wunde. So sehr sich vor allem die Kirchen darum bemühen, in der Ehevorbereitung und Ehebegleitung intensivere Wege zu gehen und Ansätze zu finden, so sehr scheint für etliche Paare noch nicht im Bewußtsein, wie in der pluralen Situation nach dem Wegbrechen systemischer Stabilisationsfaktoren die aktive Pflege und die Förderung der Beziehungskultur wichtig ist. Wenn heute etliche Ehen nach dem Auszug der Kinder aus dem Haus zerbrechen, ist dies ein Symptom dafür, daß viele Paare ohne den familiären Druck und Rahmen nichts mehr miteinander anzufangen wissen.

In unserer Gemeinde, in der KHG in Mainz, gibt es nun seit etlichen Jahren das Ehecatechumenat. Eine Gruppe von etwa 6 Paaren, die auf dem Weg zur Ehe sind, beginnen mit einem Kommunikationstraining nach dem Partnerschaftlichen Lernprogramm (EPL) ihren gemeinsamen Weg. Anschließend treffen sich die Paare über ein Jahr hin zu monatlichen Abenden, die vor allem den gemeinsamen Erfahrungsaustausch auf dem Weg zur Ehe, oder manches Mal auch schon am Eingang der Ehe betreffen. Zentrum und methodische Hilfe ist dabei der Weg des »Zwiesgesprächs« nach Lukas Möller.¹⁴ Wichtigste Voraussetzung ist, daß die Paare einen wöchentlichen Termin für dieses Gespräch des Aufeinander-Hörens ausmachen, und einen Ersatztermin, weil viele gerade in der Normalzeit sich diesen Terminen ganz entziehen.

Es wäre ja eine Frage wert, wieviel Zeit Ehepaare zum Austausch über Erfahrungen, Fragen, Nöte und Freude nutzen. Es gehört m. E. zum christlichen Leben genauso dazu wie das tägliche Gebet.

Nicht zuletzt ist es gut, jemanden zu haben, der als Außenstehender der Beziehung lebt und arbeitet, denkt und berät. Was in guter Weise einmal die Lebensführung in der Beichte war, braucht heute eine neue entscheidende Vereinbarung, die in der Komplexität von Lebenswelt und Beziehung weiter wirken muß.

Je mehr übrigens die einzelnen Partner sowohl für sich als auch in ihren Äußerungen zu anderen hin die Ehe idealisieren, um so mehr wird sie in der Überforderung scheitern und keine Zukunft mehr finden.

2. Mesoebene Berufswelt – Freizeitwelt

2.1 Zeitdimension

Die Lebenszeit in Ehe und Familie ist für die meisten Menschen wahrlich nicht die umfassendste Zeit. Untersuchungen über die Paar- und Ehekultur zeigen nicht zuletzt, wie wenig Zeit die meisten Menschen auf ihre Beziehung selber verwenden. Andere Zeitsegmente sind zentraler:

- Der berufstätige Mensch bringt meist mehr als 9 Stunden des Werktages an seinem Arbeitsplatz zu. Wer die Fahrzeiten mitbedenkt, Überstunden und Arbeitszeit zu Hause, weiß, vor allem wenn er/sie selbständig arbeitet in verantwortlicher Position, daß es eigentlich noch viel mehr Zeit ist.
- Der Mensch verbringt viel Zeit in der Freizeitwelt. Das mag für die einen vorrangig die Medienwelt sein – wußten Sie schon, daß der durchschnittliche Mensch über 60 Jahre täglich 4 Stunden Fernsehen konsumiert? Das kann die Welt der Vereine und Initiativen sein, Sport, Politik, Kirchengemeinde, Stammtisch und vielerlei Hobbys.

Wie leben wir in dieser mittleren Lebensebene? Wie stehen wir hier zueinander und füreinander ein? Welche Rolle spielt dabei unser christliches Ethos?

2.2 Berufs- und Arbeitswelt

Nur in wenigen Berufsfeldern haben wir derzeit eine Atmosphäre, in der der Stil des Miteinanderlebens und Füreinanderdaseins im Blick ist. Viel zentraler sind die Leistungsanforderungen an die einzelnen, ihr Wunsch nach Sicherung oder Vorantreiben der eigenen Position und Karriere. Sicher gibt es dabei noch berufsspezifische Unterschiede, doch eine wirkliche Kultur des Miteinanders gibt es kaum – erschreckend zu sehen, auch kaum im Milieu kirchlicher Dienstgeber. Wer etwas werden will, muß sich durchsetzen, und wer sich durchsetzen will, muß dabei auch den oder jene andere und deren Interessen hinten anstellen. Erst langsam setzt sich wieder durch, daß auch das Betriebsklima und die persönliche wie beziehungsorientierte Berufszufriedenheit stark gepflegt werden muß, nicht zuletzt um zu einem wirtschaftlichen Betriebserfolg zu gelangen.

Der Caritasverband arbeitet an einem Leitbild, andere Firmen an der corporate identity, damit sich alle MitarbeiterInnen identifizieren können. Vor allem als es finanziell noch nicht ganz so eng wurde, nahmen die Maßnahmen für Fort- und Weiterbildung zu, nicht nur am Arbeitsplatz orientiert. In einigen Bereichen, vorrangig im Psycho- und Sozialbereich, werden Initiativen gefördert, durch Supervision einzelne Aspekte der Arbeit zu optimieren. In der freien Wirtschaft werden durch Formen des Vorschlagswesens und ihrer Bewertung die MitarbeiterInnen aufgefordert, zum Wohl des Ganzen mitzuwirken.

Füreinander dasein am Berufs- und Arbeitsplatz hat nicht vorrangig etwas mit Sozialromantik zu tun, ist nicht zuerst von christlichem Hochethos geprägt. Vielmehr wird darin deutlich, daß der rein individuell denkende und lebende Mitarbeiter seine Kompetenz nicht ausreichend einbringt. Gewissensforschungen in diesem Bereich haben deshalb meist doppelte Erträge. Ich frage mich, wie sehr ich mich einbringe zum Wohl des Ganzen, ob ich dies übrigens schon im Vorfeld verantworten kann, wie mein Einsatz auch im Beruf anderen dient. Klärungen diesbezüglich helfen meist auch dem Ganzen.

Miteinander leben bedeutet dann auch, Interesse zu zeigen für das Wohl und Wehe des anderen. Ich gebe meine Persönlichkeit nicht am Werkstor ab, um sie anschließend unbeschadet wieder mitzunehmen.

Ich bin involviert im Miteinander. Wohl aber muß ich die Rollen- und Sozialunterschiede beachten, muß schauen, was sinnvolles und wichtiges Thema ist, das Platz hat im Gespräch mit KollegInnen und Mitarbeitern. Daß dies jedoch auch Raum haben muß und wird, läßt sich spätestens in der Herausforderung von Krankheit und Tod nachweisen.

Andererseits ist zugleich wichtig, daß wir auch im vertrauten Gespräch, in Familie und Gruppe die Arbeitswelt mit zum Thema machen. Wie viele auch ethisch relevante Entscheidungen schleppen wir mit uns herum, wenn wir sie nicht gar verdrängen? Wieviel wissen wir auch in unseren Gruppen von dem, was andere beschäftigt, plagt und erfreut? Miteinander leben heißt Interesse aneinander zu haben, und dann und dort füreinander dasein, wo es sich als notwendig erweist.

2.3 Freizeitwelt

Cui bono? Wem dient und nutzt es, das darf und kann ich auch in der Freizeitwelt fragen. Jeder weiß implizit, daß er sich als verantwortlicher Mensch nicht alles leisten kann und darf, daß er auch in dem, was er ganz privat tut, Verantwortung für sein Handeln übernehmen muß. Doch gerade in der Freizeitwelt ist die Gefahr sehr stark, daß der einzelne nur noch funktioniert. Wenn es einem Ehrenamtlichen in der Pfarrgemeinde schlecht geht, fällt es meist erst dann auf, wenn er ausfällt und die Arbeit liegen bleibt. Jeder wird in der von ihm übernommenen Rolle angesehen und gebraucht, als Spielpartner, als Verantwortlicher in der Organisation, als die/derjenige, der für Atmosphäre und Stimmung sorgt. Sicher ist es auch gut und wichtig, daß nicht jeder jedes Thema und jede Empfindsamkeit in jeden Kreis einträgt. Es gibt genügend Gruppierungen, die ethische Bereiche bewußt und ausdrücklich aus ihrem Gesprächsmilieu ausschließen. Aber dennoch gilt es für uns, füreinander aufmerksam zu bleiben und dort wo es ansteht einander mitzutragen.

3. Makroebene: Staat und Gesellschaft

3.1 Verpflichtung zum einfachen Lebensstil

Wir haben in unserem Bund viel darüber diskutiert, ob die Selbstverpflichtung zum einfachen Lebensstil Programmaussage werden kann. Verschieden-

ste Gründe gab es als Vorbehalt. Nicht nur, daß die Formel zu sehr interpretationsbedürftig ist, nicht nur, daß ein wirtschaftlich bedenkliches Postulat zum Konsumverzicht damit verknüpft ist, auch daß wir selber in aller ehrlichen Betrachtung uns fragen sollten, ob wir denn wirklich Einfachheit für uns kultivieren, nicht erzwungene, sondern frei gewählte Einfachheit wollen. Die Überlegungen zur Verantwortung in der einen Welt, die uns Ottmar Fuchs vorgetragen hat, die Beiträge, die aus der Diskussion um das Sozialhirtenwort uns betreffen, die offenen Fragen um Entwicklung in der Einen Welt, gerechte Weltwirtschaftsordnung und gerechten Handel, all diese Überlegungen machen deutlich, wie zentral die Frage nach dem Miteinanderleben und Füreinander-Dasein in der Einen Welt sind. Es geht nicht, auf unserer Welt zu leben und die Augen zu verschließen. Jetzt ist nicht Platz für eine ausführliche Analyse. Ich verweise hier z. B. auf die gemeinsame Untersuchung des Wuppertal-Instituts im Auftrag von BUND und Misereor: Zukunftsfähiges Deutschland: Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung.¹⁵

3.2 Verantwortung aller an ihren Plätzen

Es geht aber auch nicht, sich in Postulaten oder – gut kirchlich trainiert – Kollekten und Almosenaktionen zu ergehen. Die Verantwortung zu gesellschaftlich allumfassender Solidarität trifft uns in allen Lebensformen.

- Sich Zeit nehmen für die berufliche Reflexion: In meinem Umfeld: Welche Rolle spielt gesamtgesellschaftliche Verantwortung?
Bringe ich dieses Thema als Lehrer ein?
Reflektiere ich dies als wirtschaftlich Verantwortlicher?
Welche Rolle spielt die globale Sicht für mich als Juristen?
Wie sieht es tatsächlich mit der kirchlich professionellen Solidarität aus?
- Sich Zeit nehmen, die eigenen Bedürfnisse zu reflektieren
Auf welchem Anspruchsniveau lebe ich?
Welche globalen Ressourcen verbrauche ich?
Was lasse ich mir Gerechtigkeit kosten?
Kaufe ich dort, wo es möglich ist, fair ein?
Wieviel der Mittel, die über die persönliche Grundversorgung und Verantwortung für die Anvertrauten geht, teile ich in Solidarität?

Wo mische ich mich ins politische Gespräch ein, wenn die globale Dimension außer Blick gerät?

Mache ich mich ausreichend kundig?

- Sich der Chancen internationaler Begegnung stellen

Habe ich Kontakte über mein kleines Umfeld hinaus? Suche und pflege ich diese Kontakte? Kenne ich persönlich Betroffene von ungleicher Verteilung?

Nutze ich bei meinen Ferienreisen die Chancen der Begegnungen?

Ist mir bewußt, daß ich billiger reise, weil ich andere niedriger bezahle, als bei uns im Umfeld üblich ...

- Politische Aufmerksamkeit

Wie sehr bin ich informiert über die Zusammenhänge der Flüchtlingskatastrophen und anderer Ungerechtigkeiten?

Bringe ich diese Themen fachkundig oder zumindest als Fragen ein in den politischen Dialog?

Habe ich die Idee der Gerechtigkeit bereits aufgegeben?

3.3 Hoffnungspotential für die Eine Welt

Ihr spürt schnell, daß durch eine so akzentuierte Gewissenserforschung schnell auch Abwehr aufsteigt. Abwehr der Überforderung, Unwilligkeit, weil doch so lang so vieles schon getan wird, nur teilweise effektiv erfolgreich, Abwehr, weil ich selber mich doch an den Grenzen meiner Belastbarkeit bewege. Diese Abwehr gilt es nicht mit Gewalt zu brechen. Sie ist zugleich Ausdruck, daß wir mit vielen Nöten dieser Welt überfordert sind. Doch darf diese Überforderung weder zum Verschließen der Augen noch zum Verschweigen führen. Der Anspruch des Mit- und Füreinander wird uns doch in allen Bereichen belasten und bremsen.

4. Bundesebene: ND

Der Frage können und müssen wir uns stellen, was wir als Bund, als Gemeinschaft von Schülerinnen und Schülern der KSJ, als Studierende und junge Erwachsene und als Gemeinschaft katholischer Männer und Frauen mit all diesen Überlegungen anfangen können und wollen. Der Bund Neudeutschland versteht sich ja als Lebensgemeinschaft, will eine Neue Lebensgestaltung in Chri-

stus. Wir haben eine bestimmte Tradition, diese Aufgabe der Lebensgestaltung dann zu individualisieren, jedem einzelnen zuzumuten, der sich in diesem Bund bewegt. Und bis heute und durch alle Generationen hindurch wissen wir und sehen wir, daß ja tatsächlich etliche Menschen an verschiedenen Positionen unserer Gesellschaft und Kirche Verantwortung übernehmen. Diese Menschen wissen, sei es, daß sie auch heute noch ND sind oder nicht, daß sie vielfältig geprägt sind von unserem Bund, vom Miteinander und Füreinander in bestimmten Lebensphasen. Wir könnten also nun schließen mit dem Hinweis: Und für all dies stehen wir ein. Dennoch scheint dies noch nicht auszureichen, sonst müßten sich noch mehr bei uns finden. Unser Bund hat weitere Chancen, die er entscheiden vorantreiben muß und kann. Darauf möchte ich hinweisen.

4.1 Gruppen

Die meisten ND kommen aus Gruppen. Sie haben bestimmte Phasen durchlebt im Miteinander von Gruppen Gleichgesinnter und meist Gleichaltriger. Für viele waren es die Gruppen an Schul- und Studienorten, mit denen nicht selten auch noch Beziehungen bestehen. Für viele sind es die Ortsgruppen, die sich je nach Zusammensetzung unterschiedlich entwickelt haben. Oftmals sind es heute mehr Familien- und Freundeskreise oder Bildungszirkel, die sich regelmäßig treffen. Gerade bei den Jüngeren sind die Beziehungen nicht zuletzt aufgrund der höheren Studienmobilität und Arbeitsmobilität keine festen Ortsgruppen mehr. Es gibt einige, die sich in ihren Kreisen oft auch unter Bewältigung größerer Entfernungen regelmäßig in größeren Abständen treffen und so ihre Kontinuität und ihr Beziehungsfeld halten. Überregionale Treffen leben nicht selten gerade auch davon, daß einzelne sich freuen, sich aus Anlaß und am Ort eines bestimmten Treffens wiederzusehen. Und hier bei uns auf dem KMF-Tag ist es doch nicht anders. Bei allem Willen, auch andere zu treffen und kennenzulernen, sitzt ihr doch meist auch am liebsten mit denen zusammen, mit denen ihr schon eine Geschichte habt. Dies gilt es nicht zu bedauern. Es macht unseren Bund aus. Zu fördern ist jedoch, daß zur mitmenschlichen Art des Treffens eine konzentrierte inhaltliche Arbeit stößt, die sich nicht reduziert auf unverfängliche Hobbys einzelner, schöne kulturell geprägt Diabende, die nicht

nur von dem bereichert wird, was die einzelnen gerade auch für eine andere Gruppe mal in der Tasche haben. Miteinander leben und füreinander dasein in unseren Gruppen gelingt, wenn wir wagen, unser Leben selbst zum Thema zu machen. Nicht nur darüber zu diskutieren, was man alles tun und lassen und denken kann, sondern aufeinander zu hören: Was treibt dich um in Beziehung, Beruf und Freizeit, in der Unübersichtlichkeit unserer Zeit? Die Themen dieser Tage auf die eigenen Erfahrungen herunterzurechnen, das böte ein ganzes Jahr Programm. Auf unserer Leitungsebene wünschte ich mir, daß wir dazu kämen, das ein oder andere auch als Gesprächshilfe vorzubereiten, d. h. nicht nur Artikel zu veröffentlichen im Hirschberg, sondern auch konkrete Anleitungen und Impulse zum Austausch.

4.2 Fachbezogen

Wir treffen uns im ND immer wieder auch zu Themen oder gar in Fachleute-Gruppen. Gerade hier wird es wichtig sein, nicht nachzulassen, nach den tieferen Zusammenhängen und Hintergründen unseres Daseins zu fragen, aus dem heraus wir leben und global denken sowie lokal handeln können. Vielleicht kann es ja gelingen, im Nutzen unseres Programms hier immer wieder anzuknüpfen, in keiner Tagung zu unterlassen, einen Bezug auf unsere gegenseitige Verantwortung herzustellen und den Verweis zum Hirschbergprogramm zu leisten.

4.3 Überregional

Treffen auf überregionaler Ebene, der KMF-Tag und der zu bestimmten Gelegenheiten auch gemeinsam verantwortete Bundestag, das Treffen auf der Neuerburg und die Jüngeren-Treffen, die Familienferien nicht zu vergessen, bieten Gelegenheit, wirklich miteinander zu leben (als Bundesgeschwister sicher auch mit dem dazugehörigen Familienkrach, den Familienkonferenzen und Versöhnungsfesten). Hier teilen wir das Leben, erleben unterschiedlichste Lebenskulturen und werden so in Frage gestellt und bereichert. Diese Reibung, die wir uns dabei bieten, möge uns erwärmen, möge helfen, daß wir wirklich eine Perspektive von wenigstens 80 Lebensjahren an Globalität und diachroner Tradition überblicken.

4.4 Generationenübergreifend

Denn gerade dann, wenn wir die eigenen Gruppengrenzen sprengen, wird eine weitere – m. E. fast einmalige – Chance deutlich, die unser Bund bietet: Die Chance des generationenübergreifenden Dialogs. Ich verschweige nicht, daß dies einfach ist. Aber wenn wir diesen Dialog nicht mehr aushalten, wie sollten wir ihn kultursprengend und übergreifend in unserer Einen Welt ertragen. Es ist so, daß solcher Dialog kein Kinderspiel ist. Aber so wäre er auch kaum etwas wert.

5. Schlußimpuls

»Bei sich beginnen, aber nicht bei sich enden, von sich ausgehen, aber nicht auf sich abzielen, sich erfassen, aber nicht sich mit sich befassen.«¹⁶

Dieses Wort Martin Bubers könnte ein guter Ansatz für unseren Abschluß sein. Eine zweite Überlegung schließe ich an. Wir haben uns in Winterberg mit den Bedingungen unseres Lebens befaßt. Das ist anstrengend, weil unser Leben nicht einfach ist. Wir können dies jedoch auch vor dem Hintergrund unseres Glaubens sehen. Wir dürfen dem Leben trauen, auch dem gespaltenen und schweren Leben. Wir dürfen ihm trauen, weil wir nicht nur miteinander leben und füreinander da sind, sondern weil Gott dabei mittendrin ist. Er lebt durch Jesus Christus und im Heiligen Geist mit uns. Und er selber hat aus seiner Liebe heraus nichts anderes zu tun, als für uns dazusein, als uns zu umsorgen. So kann Alfred Delp am Ende dieser Tage und dieser Beobachtungen stehen: Laßt uns dem Leben trauen, weil Gott es mit uns lebt.¹⁷

Zitierte bzw. weiterführende Literatur:

- Bertram, Hans: Das Individuum und seine Familie: Lebensformen, Familienbeziehungen und Lebensereignisse im Erwachsenenalter (Deutsches Jugendinstitut Familien-Survey Band 4). Opladen: Leske + Budrich, 1995.
- BUND/MISEREOR (Hrsg.): Zukunftsfähiges Deutschland: Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung / Studie des Wuppertal-Instituts für Klima, Umwelt, Energie GmbH. Basel: Birkhäuser, 1996.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland – Zukunft

- des Humanvermögens. Fünfter Familienbericht. Bonn, 1995.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Referat Öffentlichkeitsarbeit (Hrsg.): Dokumentation Vereinbarkeit von Familie und Ausbildung. Bonn, 1994.
 - Burkart, Günter: Zum Strukturwandel der Familie: Mythen und Fakten. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 52–53/95 (22. 12. 1995), S. 3–15.
 - Delp, Alfred: Gesammelte Schriften. Band IV. Frankfurt: Knecht, 1984, S. 195.
 - Familie und Beratung: Familienorientierte Beratung zwischen Vielfalt und Integration (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie und Senioren. Band 16), Stuttgart: Kohlhammer, 1993.
 - Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland: Offizielle Gesamtausgabe II Ergänzungsband: Arbeitspapiere der Sachkommissionen. Sinn und Gestaltung menschlicher Sexualität. Freiburg: Herder 1977, S. 159–183.
 - Im Blickpunkt: Familien heute/Statistisches Bundesamt. Stuttgart: Metzler-Poeschel, 1995.
 - Kamphaus, Franz: Familie – Lernort des Lebens, Lernort des Glaubens. Fastenhirtenbrief an die Gemeinden des Bistums Limburg 1996.
 - Klammer, Bruno: Projekttheologie: Ein Manifest. Zürich: Ammann, 1995.
 - Meesmann, Hartmut: »Wilde Verhältnisse segnen«. Die Protestanten, die Ehe und die neuen Lebensformen. In: Publik forum 25. Jg. Nr. 3 (9. 2. 1996), S. 28 f.
 - Meesmann, Hartmut: Menschen zweiter Klasse: Die Protestanten und die Homosexualität. In: Publik forum 25. Jg. Nr. 6 (29. 3. 1996), S. 34.
 - Meyer, Sibylle; Schulze, Eva; Forschungsgesellschaft Technik und Familie: Familie im Umbruch: Zur Lage der Familien in der ehemaligen DDR (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie und Senioren. Band 7), Stuttgart: Kohlhammer, 1992.
 - Möller, Michael Lukas: Die Wahrheit beginnt zu zweit: Das Paar im Gespräch. Reinbek: Rowohlt, 1988 ff.
 - Rouche, Michel: Les multiple aventures du mariage chretien et de la famille au cours de l'histoire. In Intams Review Vol. 1. – No. 1–1995, S. 53–59.
 - »Schule neu denken«, KSJ-Dialogpapier, verabschiedet Rastatt 1995.
 - Susteck, Herbert: Das gesellschaftliche Verständnis der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 52–53/95 (22. 12. 1995), S. 16–25.
 - Vaskovics, Laszlo A.; Rupp, Marina: Partnerschaftskarrieren: Entwicklungspfade nichtehelicher Lebensgemeinschaften. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1995.
 - Weber, Michael M.: Katholische Jugendarbeit, quo vadis? Sexuelle Revolution durch kirchliche Jugendeinrichtungen. In: Theologisches 25. Jg. H. 11 (11/95), S. 524 f.
 - Wingen, Max: Familienpolitik als Gesellschaftsreform. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 52–53/95 (22. 12. 1995), S. 26–39.

Anmerkungen

- ¹ Bei den statistischen Angaben beziehe ich mich weitgehend auf Bertram 1995.
- ² Bertram S. 41.
- ³ Vgl. hierzu Burkart 1995.
- ⁴ Burkart 1995, S. 6.
- ⁵ Möller 1988, S. 12.
- ⁶ Zu den historischen Daten siehe weitgehend Rouche 1995.
- ⁷ Vgl. Vaskovics 1995.
- ⁸ »Schule neu denken« KSJ 1995, S. 3.
- ⁹ Weber 1995.
- ¹⁰ Gemeinsame Synode II, S. 159–183.
- ¹¹ Meesmann 1996a, S. 29. Vgl. auch Meesmann 1996b.
- ¹² Klammer 1995, S. 162.
- ¹³ Kamphaus 1996.
- ¹⁴ Möller 1989.
- ¹⁵ Bund/Misereor 1996.
- ¹⁶ Martin Buber: Der Weg des Menschen (1981). Zitiert nach Möller 1988, S. 221.
- ¹⁷ Alfred Delp 1944.

Liebe Mitarbeiter der Geschäftsstelle!

Der Bundestag ist vorbei, und der Alltag hat uns wieder. Dennoch bin ich noch erfüllt von der »Miteinander – Füreinander«-Atmosphäre. Es war für mich der 12. Bundestag in Folge, und alles in allem einer der schönsten. Mit dem Thema und dem darauf abgestimmten Programm, insbesondere den herausragenden Referaten haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Dieses Lob habe ich auch von anderen Seiten gehört. Vielen Dank dafür und herzliche Grüße.

Melanie Hildebrandt; HSR Göttingen